



## Ohne Gebäck

### *Bericht eines Expertengesprächs*

Historische Erfahrungen haben ihre Resonanz. Die unwidersprochene Drangsalierung Anderer im öffentlichen Raum, die herzlose Behandlung von Fremden, die keine Gastfreundschaft mehr zu erwarten haben, die Gewöhnung daran und die Abstumpfung angesichts all dessen lassen sich deshalb immer auch historisch deuten.

Anderes erscheint kleiner. Aus einem Gespräch über Rassismus wird eines über Alltagsrassismus, was so klingt, als sei das handhabbar und am Ende gar unbedeutend, weil es sich irgendwie nach der Bescheidenheit persönlicher Lebenswelten anhört. Dass der Alltagsrassismus die Resonanz der kolonialen Amnesie, der Unfähigkeit zum Trauern und der Abkehr von einer Souveränität ist, die eine von Großzügigkeit getragene Begegnung mit dem Anderen erlauben würde, macht seine Präsenz allerdings grauenhaft. Und weil das im Grunde das Ende ist; die Ängste (vor dem immer wärmeren Klima, der kaputten Umwelt, Viren) sich in Hass auf den Anderen übersetzen, und die Abscheu vor dem Anderen sich als Motivation für die Zuweisung an Schuld am Untergang erweist, sollte einem das Stillhalten schwerfallen, sollte regelrecht misslingen, jedes Mal: die Preisgabe der eigenen Menschlichkeit lässt nichts von Wert übrig.

Der Widerspruch, das Nichtstillhaltenmögen, gehört zur geisteswissenschaftlichen Arbeit, übrigens auch zur Kunst, und macht in besonderer Weise ihre große Bedeutung aus. Gesellschaftliche und politische Dynamiken bedürfen der Kritik und der Intervention, dem Infragestellen von Gewissheiten, dem Überprüfen der Fakten, und ein schwieriger gesellschaftlicher Wandel, wie wir ihn aktuell erleben, legt davon beredtes Zeugnis ab. So ist es absehbar, dass sich Meldungen aus den Geisteswissenschaften und der Kunst zu politischen Fragen wie Machtmissbrauch und Korruption, historischer Verantwortungslosigkeit und Unmenschlichkeit häufen.

Eine an sich produktive Form der Einmischung und des Widerspruchs sind der offene Brief und das öffentliche Expertengespräch. Der Afrikabeauftragte der Bundeskanzlerin im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Günter Nooke, meldet sich mit afrikabezogenen Beiträgen, in denen wenig differenziert mit dem Diskussionsgegenstand umgegangen wird, regelmäßig medienwirksam zu Wort, oft begleitet von harscher Kritik, und zuletzt in auffälliger Weise in einem Interview in der BZ vom 07.10.2018, wo er die Folgen des Kolonialismus relativierte und sich so äußerte, dass er rassistisch stereotypisierend gelesen werden konnte. Politische Akteure und zivilgesellschaftliche Gruppen kritisierten die Inhalte und Wortwahl Nookes und forderten ihn zum Rücktritt auf. Das Kölner Institut für Afrikanistik und Ägyptologie tat dies ebenfalls in einem offenen Brief. Der Fachverband Afrikanistik schloss sich der Stellungnahme an und übernahm sie, nachdem die Mitglieder des Verbands um ihre Zustimmung gebeten worden waren. Der Brief erschien kurz als Post auf den Seiten anderer Verbände und Zentren und schien nichts weiter zu bewirken.

Aber die Antwort aus Berlin – den gemachten Vorwürfen widersprechend – bot großzügig ein klärendes Gespräch an. Gerne in Berlin, und überraschend zeitnah. Der Fachverband organisierte eine Sondersitzung, lud den Historiker Jürgen Zimmerer und den Sprecher der Initiative Schwarzer Menschen in Deutschland (ISD-Bund), Tahir Della, ein, entschied sich für eine Presseerklärung und fuhr am 13. Februar 2019 zum Treffen nach Berlin, für das nunmehr vom Gastgeber zwei Stunden zur Verfügung in Aussicht gestellt wurden; überraschend viel Zeit. Das Gespräch mit den Experten hatte man gut vorbereitet: eine Tischordnung, die die Gruppe des Fachverbands gegenüber dem Hausherrn, seinem Rechtsanwalt, der geladenen Presse, Referentin, Repräsentanz afrikanisch-deutscher Kooperation und der protokollierenden Praktikantin platzierte. Um das Gespräch ausgewogen und fair zu gestalten, hatte man den Kulturpolitikwissenschaftler Matthias Theodor Vogt mit der Moderation betraut; er wurde vom Gastgeber als neutrale Person vorgestellt und übernahm nach dessen Begrüßungsansprache die Gesprächsleitung: Ein paar Worte an die Vorsitzende, höflich selbige anlächelnd, die er zu diesem Zeitpunkt längst in einem langen Gutachten zunichte gemacht hatte (davon später), und dann die Rede den Personen auf den befristeten Verträgen gegeben („Sie gehören ja auch zu den Unterzeichnern.“), als ob da jemand nervös gemacht werden sollte. Ein Gespräch entfaltete sich dennoch, befasste sich mit den schon zuvor kritisierten Aussagen des Gastgebers, pendelte zwischen Kritik und Rechtfertigung. Wir sagten das, was in unseren Fächern schon lange zu sagen war, und was auch wir bereits zuvor dargelegt hatten, und was hier kontinuierlich nicht zu interessieren schien.

Auf dem Tisch etwas Wasser, Tee; kein Gebäck. Keine Geste des Interesses an den Gästen, die – das war schon früh erkennbar – nicht gehört wurden, sondern zur Darstellung ganz bestimmter Rollen in einem Theater der Macht gebraucht wurden. Das Blättern in den Akten, irgendwelchen Akten, nichts, was uns interessieren sollte, ein Blick aufs Handy, vertrauliches Flüstern mit dem Anwalt während einer kontrovers vorgebrachten Stellungnahme. Und dann, gleich mehrfach, die Feststellung mal des Gastgebers, mal des Moderators, es sei Vorsicht

geboden, besonders für die mit den befristeten Arbeitsverträgen. Es gebe noch andere Afrikanisten, nicht nur uns hier.

Ich will es hoffen. Dreimal in diesen zwei Stunden der Ausspruch, wir lebten nicht in der Realität, seien nicht relevant, und jetzt noch die Bitte, wir mögen doch mal Vorschläge machen, zur Lösung der Probleme, der hohen Geburtenrate, der Wirtschaft. Ich melde mich viermal, nur ein einziges Mal sieht mich der Neutrale. Ich erhalte eine Antwort vom Hausherrn, die Rhetorik ist und sich dann doch selbst verrät: „Wir können doch Afrika nicht den Chinesen, Russen und Amerikanern überlassen, wir brauchen doch auch etwas davon.“ Fakten gebe es, und wir, das wird uns nun mehrmals gesagt, seien eben keine guten Wissenschaftler, die nämlich davon nichts verstünden.

Und dann ist das Gespräch vorbei, und der Moderator bittet um die Zustimmung zu folgender Zusammenfassung und Schlussfolgerung. Er liest den vorbereiteten Text vor. Wir seien hier zusammengekommen (stimmt) und haben geredet (stimmt auch), nachdem wir Günter Nooke in einem offenen Brief kritisiert hätten (ja, auch dies). Man habe sich in drei Punkten einigen können, der erste sei: Günter Nooke einen Rassisten zu nennen sei unhaltbar. Das war nun aber so gar nicht das Thema unseres Gesprächs, es ging vielmehr um rassistische Klischees und koloniale Diskurse, neokoloniale Politik, „Visionen“ der Afrikapolitik und „Expertise“ der Wissenschaft, die als Tagungsordnungspunkt uns sozusagen als Nichtexperten demaskieren sollte. Also keine Zustimmung diesmal. Das klinge nach einem völlig anderen Gespräch, sagt die Vorsitzende. Der Moderator ist nun nicht mehr ruhig; er ruft, das sei es doch aber, was hier überall kolportiert werde, dauernd, dass er ein Rassist sei, das müsse jetzt aus der Welt. Der Hausherr tuschelt mit dem Anwalt und sagt, er habe jetzt hier zwei Stunden mit uns verbracht, er wolle da schon etwas für sich von haben. Gesprächsfetzen im Raum. Manche hier seien befristet angestellt, da ist es wieder. Eine Kollegin schlägt zur Deeskalation vor, das Gespräch habe zwar nicht davon gehandelt, dass Herr Nooke kein Rassist sei, aber es sei immerhin darum gegangen, dass man sich davon überzeugen habe sollen, dass er sich kompetent und reflektiert seiner Aufgabe widme. Der Moderator erscheint erfreut. Die Kollegin wendet ein, dass man das dennoch gemeinsam zu entscheiden habe – worüber wir geredet haben sollen nämlich, laut einem Dokument, das für uns ganz sicher nicht bestimmt ist: sondern das ein Persilschein sein mag, für dessen Ausstellung wir nach Berlin gereist sind, als Experten, deren Kompetenz das Erteilen der Absolution zu sein schien.

Und dann geht es irgendwie zu Ende, und die Vorsitzende versucht noch, sich zu verabschieden. Sie erhält einen braunen Umschlag, DIN A 4, und ein unfreundliches Wort. Im Umschlag, das sehen wir alle kurz darauf als sie ihn öffnet, befinden sich dreizehn dicht beschriebene Seiten, die vorgeben, ein Gutachten zu sein. Es wird behauptet, sie habe einen Brief, der nachweislich von sehr unreifen Kölner Studenten geschrieben worden sei (Kommafehler), einfach kopiert. Der Nachweis der Urheberschaft wird im Dokument erbracht, das ist im Wesentlichen die Anklage. Das Urteil folgt ihr: Schlechte wissenschaftliche Praxis, der Dienstherr sei zu verständigen. Das ist hart, sie ist Juniorprofessorin, befristet. Die Vollstreckung findet sich nach der Bestätigung des Urteils durch zwei weitere Professoren, die

mit dem Ankläger viel gemein haben. Das Dokument, so lauten die Anweisungen zur Vollstreckung, sei nach dem Gespräch und vor der anberaumten Presseerklärung auszuhändigen. Es sei dem Dienstherrn zu übergeben, der Schritte erwägen möge. Es sei dem übrigen Fachverband nicht zugänglich zu machen. Der Absender und Verfertiger des Dokuments ist im Briefkopf deutlich vermerkt: Matthias Theodor Vogt. Er hat es pünktlich am 12.02.2019 fertiggestellt und immerhin zwei Stunden darüber hinweggelächelt. Ich hoffe, es ist ihm wenigstens unangenehm gewesen. Der Adressat ist im Übrigen ein Ministerialdirektor in Berlin, nicht jedoch die Kollegin. Sie hat den Brief nun aber und weiß nicht so ganz, wohin damit und was tun.

Ich frage mich, ob das überhaupt gewusst werden kann. Das Dokument tut und kann genau das, was auch die vielen Hassbotschaften in den sozialen Medien tun und können, beispielsweise die, die infolge zweier Berichte der Boulevardpresse über das Expertengespräch platziert wurden: es klagt an, verurteilt und vollstreckt. Etwas, wozu man früher verschiedene Personen und Instanzen bemüht hätte, ist nun die Arbeit eines einzigen Menschen und eines einzigen Textes. Genau wie die anonymen Äußerungen im Web erzählt dieses Dokument von der Performanz der Macht, und der Leichtigkeit, mit der sie demokratische Ordnungen überwindet, wie der Faschismus es vermochte und vermag, und ihrer nahezu kränkenden Durchschaubarkeit. Dass sich allerdings jemand so viel Mühe gibt mit dieser Aufführung für eine kleine wissenschaftliche Vereinigung, das macht ein wenig stutzig.

*Anne Storch, 18. Februar 2019*